

Übersetzerbarke des VdÜ 2016

Dankesrede von Sebastian Guggolz

»Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache«, fängt die wohl Urszene der Übersetzer, »Der Turmbau zu Babel« an.

»Lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen«, lautet der Plan der Menschen.

Gott reagiert auf diese Anmaßung: »Lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des anderen Sprache verstehe!« Und weiter wird erzählt: »Daher heißt ihr Name Babel, weil der HERR daselbst verwirrt hat aller Länder Sprache und sie von dort zerstreut hat in alle Länder.«

Eine Möglichkeit, die von Gott verursachte Sprachverwirrung zu überwinden, findet sich in einer schönen Stelle in »Das Totenschiff« von B. Traven. Darin wird »Yorikkisch« beschrieben, eine Sprache, die sich unter der Besatzung auf dem berüchtigten Schiff »Yorikke« entwickelt, einem Schiff, das bei den Matrosen seiner Mannschaft nicht auf Seemannspapieren besteht und dadurch zum Sammelbecken für Gescheiterte, Unglückliche und Zwielfichtige wird. Diese Sprache entsteht nicht aus Übersetzung, sondern formt sich aus Zugaben jedes einzelnen, aus einer gemeinsamen sprachlichen Schnittmenge.

»Wie war das Yorikkische Englisch entstanden, und wie war das Englisch auf andern Totenschiffen entstanden? Das Sprachengewirr unter den Angehörigen der verschiedenen Nationen, die auf der Yorikke fuhren, machte eine gemeinsame Sprache notwendig.«

Traven erläutert das an dem Wort »First-Mate«:

»Das Wort First-Mate läuft durch alle Stadien der Laute, die ein Mensch geben kann: Feist-Moat, Fürst-Meit, Forst-Miet, Fisst-Määt und noch so viel mehr als Leute auf der Yorikke sind. Nach einer kurzen Zeit aber

schleifen sich die verschiedenartigen Aussprache-Färbungen gegeneinander ab und es kommt zu einer einheitlichen Aussprache, in der sich alle die Tonfarben wiederfinden in abgeschwächter Form. Wer neu hinzukommt, selbst wenn er genau weiß, wie das Wort richtig ausgesprochen wird, ja selbst wenn er Professor der Phonetik in Oxford wäre, muss das Wort Yorikkisch aussprechen, wenn er zu jemand den Befehl bringen soll, dass der First-Mate ihn zu sehen wünsche, weil der Mann sonst gar nicht wüsste, was man von ihm wolle. Der Professor merkt nach kurzer Zeit gar nicht mehr, dass er die Worte Yorikkisch ausspricht, weil er sie nur in dieser Form hört und sie sich in dieser Form in sein Gedächtnis einprägen.«

Diese reduzierte Behelfssprache kann also Verständnis stiften, befähigt allerdings nicht zur weiteren Literaturkompetenz. »Ganze Romane kann man mit diesem Sprachschatz erzählen. Man kann aber damit natürlich kein englisches Buch lesen und noch viel weniger eine englische Zeitung.« Das Yorikkisch, diese Kunst-Metasprache, dieses Dritte, das sich aus der Berührung von zwei Ursprungssprachen ergibt, findet sich hier zwar in der Literatur ist für die Literatur jedoch weitgehend unbrauchbar.

Sie, liebe Übersetzer, sind in Sachen Literatur unverzichtbar. Sie setzen sich zwar nicht gegen die von Gott verordnete Zerstreung der Menschen in alle Länder zur Wehr, aber Sie überwinden die Sprachverwirrung und sorgen dafür, dass eben doch einer das verstehe, was einer in der anderen Sprache geschrieben hat.

Und ich bin derjenige, der dafür am dankbarsten wäre, gäbe es diesen Superlativ. Ich bin dankbar, dass mir die Literatur anderer Sprachen zugänglich gemacht wird.

Zwar liegt das Schreiben von Literatur, das Entwerfen und Beschreiben einer literarischen Welt, einer anderen Wirklichkeit, gefährlich nahe an dem, was in der Turmbau-Episode als Vermessenheit und als Anlass für

den Zorn Gottes bezeichnet wird, nämlich das Heranreichen an den Himmel und das Sich-einen Namen-machen. Doch die Übersetzer sind, befürchte ich, was das Sich-einen-Namen-machen betrifft, himmelweit davon entfernt, der Vermessenheit beschuldigt werden zu können. Eine Öffentlichkeit für diesen Missstand zu schaffen und diesem beklagenswerten Zustand entgegenzuwirken, dafür gibt es die Übersetzerbarke. Und wieder wäre ich am dankbarsten dafür, wenn es dieses Wort gäbe, da ich mich heute im Glanz dieser schönen Auszeichnung sonnen darf.

Im mechanischen Sinn ist die Übersetzung eine Bewegungsübertragung. Die Ausgangsbewegung kann übersetzt werden, sie kann entweder ins Schnelle oder ins Langsame übertragen werden. Um die Bewegung nicht nur zu übertragen, sondern auch ihre Geschwindigkeit zu verändern, muss eine größere oder kleinere Übersetzung gewählt werden. Gar nicht so weit weg vom literarischen Übersetzen. Auch hier kann es eine größere/vergrößernde oder eine kleinere/verkleinernde Übersetzung geben. Von Verlagsseite kommt natürlich eher der Wunsch, einen Autor oder einen Text in der Übersetzung größer zu machen, ihn größer wirken zu lassen, als er es eigentlich ist. Und ich, als Verleger und Lektor, der die Ausgangssprache im schlechtesten Fall gar nicht verstehen kann, bin der größte Gefährder, der den Text auf Deutsch so groß werden lassen möchte, wie es nur geht, unabhängig vom Original. Dieser Versuchung sollte man, muss ich widerstehen. Die Kraftübertragung der Übersetzung sollte auf Augenhöhe passieren.

Etwas anders sieht es allerdings in meinen Augen bei der Bewegungsübertragung aus. Sicherlich gilt auch hier in hohem Maße das Prinzip der Äquivalenz. Was im Original anrührt, sollte das auch in der deutschen Übersetzung. Was im Original verstört, irritiert, amüsiert, sollte das auch in der deutschen Übersetzung. Das gelingt jedoch nicht in beiden Sprachen mit den gleichen Worten, auf die gleiche Weise. An

diesem Punkt kommen die Übersetzer mit ihrer Persönlichkeit ins Spiel, die als eine Art Stempel oder Handschrift zu erkennen und aus dem übersetzten Text herauszulesen ich mir durchaus wünsche. Die Übersetzung muss nicht bloß wirkungsäquivalent sein.

Es muss der Raum übersetzt werden, es muss die Gesellschaft übersetzt werden. Es muss der literarische Kontext übersetzt werden, auch der politische, es muss der Status des Autors oder der Autorin übersetzt werden. Es muss, gerade bei meinen älteren Büchern toter Autoren, die Zeit mitübersetzt werden. Macht man das historisch? Ahistorisch? Überzeitlich? Gegenwärtig – wo soll man bei dieser Aufzählung aufhören? Ich würde mal sagen hier.

Und deshalb höre ich an dieser Stelle auch mit meiner kleinen Ansprache auf, weil es gerade hier, gerade in dieser Situation, sowieso viel sinnvoller ist, Danke zu sagen. Vielen Dank, dass ich am Übersetzen teilhaben kann, ohne selbst übersetzen zu können. Vielen Dank, dass ich auf diese Fragestellungen gestoßen werde, dass ich gezwungen werde, eine eigene Position in diesem Gefüge zu entwickeln. Vielen Dank an die Übersetzer, mit denen ich gearbeitet habe, mit denen ich zurzeit arbeite und mit denen ich noch arbeiten werde. Das Vertrauen ist nicht nur von meiner Seite nötig, um einen Übersetzer mit einer Übersetzung zu beauftragen. Das Vertrauen ist auch von Seite der Übersetzer notwendig, um mich in die Arbeit einzubeziehen und mir dann die Übersetzung zu überlassen, dass ich sie veröffentlichen kann.

Ich kann mitverfolgen, wie sich eine Übersetzung Zug um Zug verfeinert, dem Zieltext nähert, indem sie immer weiter in die Komplexität des stilistisch ausgefeilten Netzes eindringt, indem sie lyrisch zu werden beginnt oder auch – und das fällt wahrscheinlich jedem Lektor ungemein schwer – indem grammatikalische Regelverstöße bewusst setzt, die man

stehen lassen muss und bei denen man dem Leser vertrauen muss, dass er das schon verstehen wird.

Ebenso kann ich beobachten, wie sich fremde und eigene Sprache anverwandeln, wie plötzlich Motive des eigenen Schreibens im fremden Text sichtbar werden und umgekehrt, und wie eine Übersetzung mit der sprachlichen Färbung der Übersetzer-Autorin schließlich so viel näher an einen vertrackten Text heranreichen kann, als es eine gewissenhafte wortgetreuere Übertragung jemals geschafft hätte. Und wie die Verbindung zweier Sprachen eine Schönheit ergeben kann, die gerade wegen der Brise Fremdheit, die zwischen den Wörtern hindurchweht, so verführerisch und überzeugend ist.

Ich habe außerdem gelernt, dass gewisse Mittel und Effekte wohl oder übel an mancher Stelle geopfert werden müssen, nur um dann überraschenderweise ein paar Formulierungen später, ein paar Zeilen weiter aus dem deutschen Text geradezu hervorzuspringen oder mit leichter Hand in der deutschen Übersetzung platziert werden zu können.

Und ich sehe, wie wenig Arbeit (abseits von assistierender Bewunderung) einem Lektor bei der Arbeit mit außergewöhnlich guten Übersetzern übrigbleiben kann, und gleichzeitig, wie lesbar und unmittelbar ein Text werden kann, wenn er, schon 100 Jahre alt, ernstgenommen und mit klarem Bewusstsein und heutigen Augen ins Deutsche gebracht wird.

Ich danke der Jury, dass sie sich traut, mich nach gerade einmal zwei Jahren Verlagsarbeit, nach gerade einmal zehn veröffentlichten Büchern, mit so einem tollen Preis auszuzeichnen – der, wie jeder gute Preis, der einem nicht einfach kurz vor Schluss noch hinterhergeworfen wird, eben auch Ansporn, Ansage, Aufgabe bedeutet. Was ich sehr gerne annehme. Vielen Dank.